

# Franz Josef Krafeld

## Aufsuchende Arbeit mit Cliques und Szenen:

### 1. Handlungsleitende Grundhaltung<sup>1</sup>

Zentrale Aufgabe von Streetwork und Aufsuchender Arbeit ist eine beziehungsgetragene Begleitung und Unterstützung von jungen Menschen mit gravierenden Problemen gelingender Lebensbewältigung und Lebensentfaltung, die von institutionellen Angeboten nicht erreicht werden. Andererseits können sie weder relevante Erziehungsarbeit leisten noch wirksame Ordnungs- oder Präventionsarbeit. (Und wo ihnen genau das trotzdem abgefordert wird, da geht das fast durchgängig mächtig schief.)

Deshalb möchte ich eingangs erst einmal meine handlungsleitenden Grundhaltungen kurz darlegen und erläutern:

#### Aufsuchende Arbeit ist nicht kompatibel mit Erziehungsarbeit

Sie ist es schon deshalb nicht, weil nach Selbstbestimmung und Autonomie strebende jungen Menschen meist auf alles, was auch nur irgendwie nach „Erziehung“ riecht, geradezu allergisch reagieren. Und das mit gutem Grund. Denn sie haben alle selbst erlebt, was ich an anderer Stelle systematisierend so auf den Punkt gebracht habe:

„Erziehung ist eine absichtsvolle und zielgerichtete Tätigkeit, die darauf zielt, junge Menschen nach Erwachsenenvorstellungen zu formen. Erziehung ist damit fundamental verschieden von Beziehungen mit *gegenseitiger* Wertschätzung und *gegenseitigem* respektvollen Umgang.“

Erziehungsverständnisse gehen dabei vor allem von folgenden Prämissen aus:

1. von einem Erziehungs*recht*, also dem Recht, andere Menschen zu Objekten eigener Bestrebungen zu machen,
2. von einer *Machbarkeit* von Erziehung, also der Vorstellung, dass Erziehung das erreichen kann, was sie will,
3. von *abgestuften* Menschenrechten, auf die man erst schrittweise mit wachsender Reife Ansprüche erwirbt,
4. von Erziehung als einem *geeigneten* Korrektiv zu problematischen gesellschaftlichen Entwicklungen,

---

<sup>1</sup> Näheres dazu insbesondere in: Schlenker / Reutlinger 2019.

5. und von Erziehenden, die tatsächlich fundiert, sogar bis in Details, *beurteilen* können, was junge Menschen für ihre Zukunft brauchen, obwohl die heutzutage weithin unüberschaubar und unkalkulierbar ist.

Sämtliche Erziehungspraxis zeigt zudem, dass sich letztlich keine einzige dieser fünf Prämissen noch mit den heutigen Verständnissen von *unveräußerlichen Menschenrechten* vereinbaren lässt. Trotzdem gelten diese Prämissen vielen immer noch als geradezu „gottgegeben“. Von der Rechtsprechung bis zu den Leitbildern fast sämtlicher pädagogischen Institutionen. (Krafeld 2016, S. 13)

Aber gerade aufsuchende Arbeit gelingt nur, wenn sie von Anfang an grundlegend andere Wege beschreitet als Erziehung sie vorgibt: Nämlich voll und ganz *ernstnehmende* Wege von Interaktion „auf Augenhöhe“, getragen von einem Bemühen, Beziehungen mit *gegenseitiger* Wertschätzung und *gegenseitigem* respektvollem Umgang anzustreben. Das kennzeichnet eine Professionalität, die ihre AdressatInnen<sup>2</sup> konsequent als die eigentlichen *Subjekte ihres Lebens* ernst nimmt. Wie es in einer menschenwürdigen Zivilgesellschaft ja eigentlich selbstverständlich sein sollte. Wie aber gerade Jugendhilfe mit anstößigen Gruppierungen auch nur gelingen kann. Das beweist immer die ernüchternd geringe Wirksamkeit aller autoritär, repressiv und bekämpfend angelegten Strategien.

Nur, wenn die AdressatInnen selbst intensiv den praktischen Wert ganz anderer ethischer Grundhaltungen und Handlungsmuster erfahren und erleben, dann eröffnen sich reelle Chancen für tiefgehende Umorientierungen.

### **Aufsuchende Arbeit hat keine Chance, wo es ihr primär um „Sicherheit und Ordnung“ gehen soll**

Denn junge Menschen, die momentan Aktivitäten attraktiv finden, die aus Sicht anderer „Sicherheit und Ordnung“ gefährden, werden kaum je freiwillig davon ablassen – jedenfalls nicht, so lange das für *sie selbst* keinen Sinn macht. Und durchsetzen lässt sich so ein Auftrag an Streetwork selbst dort kaum, wo Fachkräfte sich selbst mit solch einem Auftrag identifizieren.

Einzig erfolgversprechend – auch im Hinblick auf Sicherheit und Ordnung – ist letztlich nur dies: Intensive Beziehungsarbeit und eine kontinuierliche wirksame Unterstützung von Prozessen gelingenderer Lebensbewältigung und Lebensentfaltung.<sup>3</sup> Denn diese haben meist als *Nebeneffekt* auch einen unübersehbaren Rückgang von Problem mit Ordnung und Sicherheit zur Folge. Nicht selten, weil dazu auch entsprechende „Deals“ ausgehandelt wurden, von denen alle Beteiligten sich gleichermaßen(!) was versprechen können .

### **Und noch eins: Aufsuchende Arbeit gelingt nur als unterstützende Begleitung, nie als fremdbestimmte Förderung**

In der Alltagssprache, aber auch unter Fachkräften, werden die Begriffe „Förderung“ und „Unterstützung“ immer wieder als identische Begriffe gebraucht. Damit wird aber eine in diesem Arbeitsfeld besonders wichtige Differenzierung übersehen: Ob ich mich unterstützt *fühle*, dass entscheide ich letztlich immer selbst. Was aber als förderlich gilt, das entscheiden meist andere. Und das

---

<sup>2</sup> Ich halte ein geschlechtersensibles Sprechen und Schreiben wirklich für wichtig. Keine Frage. Andererseits sehe ich aber keine Chance, dass sich gesellschaftlich etwas durchsetzen wird, was wesentlich komplizierter ist als das Gewohnte. Und was zudem Schriftsprache unaussprechlich macht. Im Gegenteil. Deshalb finde ich es überhaupt nicht zielführend, alle paar Jahre neue, angeblich noch korrektere, aber für den Alltag genau so ungeeignete neue Varianten genderkorrekter Ausdrucksweisen zu propagieren. Wie aktuell das Gender-Sternchen. Nur, weil den AktivistInnen leider immer noch keine vereinfachende statt verkomplizierende Variante dafür eingefallen ist.

<sup>3</sup> So wichtig ich den von Lothar Böhnisch eingeführten Begriff der „Lebensbewältigung“ finde, greift er mir doch viel zu kurz. Denn dies ist ein sozialpädagogisch verengter Blick. Aber Leben ist weit mehr als nur Problembewältigung!

ist entscheidend für Erfolg oder Misserfolg. – Gesteigert wird das noch dadurch, dass in Zeiten besonders ungewisserer Zukunftsaussichten natürlich auch die *Sinnhaftigkeit* jeweiliger Fördermaßnahmen immer ungewisser wird.

Anders herum: Was am wahrscheinlichsten unterstützend wirkt, das kann nur im wertschätzenden Umgang der Beteiligten miteinander deutlich werden. Zumal Aufsuchende Arbeit es meist mit jungen Menschen zu tun hat, die – bei allen zugeschriebenen Defiziten – jedenfalls hochkompetent und hochsensibel darin sind zu erspüren, wo ihnen „heiße Luft“ geboten wird. Und gleichzeitig sind sie oft sehr resilient gegenüber irgendwelchen Druckmaßnahmen.

Der entscheidende Unterschied zwischen Unterstützen und Fördern lässt sich besonders eindrücklich demonstrieren mit dem, was Martha Nussbaum im Capability Approach als unveräußerliches Recht selbst der ärmsten Menschen propagiert:

*Jeder Mensch hat ein unbedingtes Recht auf ein „gutes Leben“ -  
und eine genauso unbedingtes Recht, selbst zu definieren, was ein „gutes Leben“ ist.“.*  
(Nussbaum 1998)

Und auffällige Menschen sind meist solche, die genau dieses Recht hartnäckig verteidigen und es sich durch nichts und niemanden nehmen lassen wollen.

## **2. Zum Grundverständnis von Cliques und Szenen**

### **Cliques und Szenen als praktizierte Selbstbestimmung und Selbstorganisation**

Cliques und Szenen sind – mit all ihren vielleicht Anstoß erregenden Seiten – letztlich immer *subjektiv* sehr wichtige und sehr *produktive* Versuche junger Menschen,

- sich in einer Welt, in der sie sich immer häufiger vereinzelt fühlen, *selbst* soziale Zusammenhänge zu schaffen,
- sich in einer Welt, in der sie sich immer häufiger ohnmächtig fühlen, *selbst* zu organisieren,
- sich in einer Welt, in der sie sich immer wieder unbeachtet fühlen, *gemeinsam* mit anderen Beachtung zu verschaffen,
- sich in einer Welt, in der sie sich immer wieder nicht ernst genommen fühlen, *gemeinsam* so aufzutreten, dass sie eher ernst genommen werden,
- sich in einer Welt, in der sie sich immer wieder als Objekte empfinden, leichter mit anderen *gemeinsam* etwas zu bewirken.

Also eigentlich alles ungemein wichtige Kompetenzen. Selbst dann, wenn die Art und Weise, wie sie die umsetzen, noch so sehr erschrecken mag. Denn deren anstößigen Seiten sind ja immer aktuelle Zwischenergebnisse ihres subjektiven Bemühens, sich in ihrer aktuellen Realität gegen Widerstände möglichst gelingend zurecht zu finden und zu entfalten. Und ihre anstößigen Seiten haben sie schließlich nicht, weil sie als schlechte Menschen geboren wurden, sondern, weil sie bislang scheinbar für sich selbst keine erfolgsversprechenderen und *gleichzeitig* auch sozial verträglicheren Wege zu einem „guten Leben“ gefunden haben.

Genau da liegt der Kern der Herausforderung für die Soziale Arbeit. Ein imponierendes Beispiel dafür, wie das praktisch gehen könnte, hat die pädagogische Abteilung der Osloer Polizei schon in den 1990ern speziell für den Umgang mit rechtsextremistischen Gewalttätern entwickelt:

Sie stellt nämlich erst mal nicht deren Taten in den Mittelpunkt. Sondern ihr Ansatz ist, als erstes ausführliche Gespräche darüber anzustreben, was die jeweiligen Angeklagten an Lebensplänen, Lebensträumen und Lebenszielen haben. Um dann gemeinsam zu überlegen, wie sie ihr künftiges Leben am gezieltesten darauf ausrichten. Und wo sie dabei welche (*selbst* als hilfreich eingeschätzte) Unterstützung bekommen können. Und damit auch sofort zu beginnen, nicht erst nach dem Prozess. (Bjørgo 2003)

Hinter so einem Konzept steht natürlich ein ausgesprochen positives Menschenbild, eines, das davon ausgeht, dass Menschen in extremer Weise soziale Wesen sind, mit einem unbändigen Entfaltungs- und Überlebenswillen und mit einer entsprechend großen Entwicklungs- und Veränderungsbereitschaft. Lothar Böhnisch hat das im ersten Satz seines Buches „Abweichendes Verhalten“ (1999) sehr schön so auf den Punkt gebracht:

*„Für das pädagogische Verstehen von Abweichendem Verhalten gilt, dass dieses (...) auch als Bewältigungsverhalten, als subjektives Streben nach situativer und biographischer Handlungsfähigkeit (...) erkannt wird.“ (S.11)*

Meist werden Cliques und Szenen aber nur dann ernst genommen, wenn sie „Ärger machen“. Und was andere ärgert, das entscheiden die, die sich ärgern. Das zu erwähnen ist wichtig, weil die Anlässe dafür immer geringer werden, seit immer mehr Erwachsene keinen alltäglichen Kontakt zu jungen Menschen haben.

### **Zum aktuellen Bedeutungswandel von Cliques und Szenen**

Zunächst einmal vorweg: Für dieses Buch finde ich es überhaupt nicht wichtig, die Begriffe „Cliques“ und „Szenen“ im Kontext der soziologischen Forschung zu diskutieren. Hier reicht es, sie pauschal als Synonyme für das vielfältige Spektrum aller von jungen Menschen *selbst* geschaffenen sozialen Organisationsformen zu verwenden: Mit der Unterscheidung, „Cliques“ als Bezeichnung für kleinerer Gruppierungen zu verwenden, in denen alle regelmäßig untereinander direkten Alltagskontakt haben. Und Szenen dann als Bezeichnung für größere Gruppierungen, die sich über – vorwiegend jugendkulturelle – Gemeinsamkeiten definieren, ohne dass die meisten sich untereinander kennen.

Diese Unterscheidung kann allgemein gelten, egal, wie sich das Typische von Cliques und Szenen mit der Zeit ändert, z.B.

- durch die rasant wachsende Bedeutung sozialer Medien,
- durch einen rasanten Bedeutungsrückgang anderer sozialer Zusammenhänge und Netze (wie Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Klassenverband, Milieu, Kirchen, Vereine),
- durch eine zunehmende Monofunktionalisierung öffentlicher Räume und Territorien, (durch die junge Menschen längst fast überall stören, wo sie nicht ausdrücklich hin sollen – und beaufsichtigt werden),
- durch eine erhebliche Zunahme von Zeiten unter Altersgleichen in der Jugendphase (durch Schulzeitverlängerung, Ganztagschule und Warteschleifenkarrieren),
- durch die rasante Entstandardisierung von Lebenskonzepten und Lebenswegen,
- und durch eine immer durchgreifendere Unkalkulierbarkeit von mittel- und längerfristigen Zukunftsplanungen in sämtlichen Bereichen der Gesellschaft. Die Aufwachsende besonders betrifft.

Die Öffentlichkeit tendiert sehr schnell dazu, den Umgang junger Menschen mit solchen Veränderungen immer gleich pauschal als negativ zu bewerten. Und nicht als ein suchendes Bemühen, sich besser einzustellen auf das, was sie selbst heute vorfinden und erleben.

### 3. Junge Menschen und Gruppenbildungen

#### Pädagogisch gesteuerte Gruppenbildungen zwischen Anspruch und Wirksamkeit

Der herkömmlichen pädagogischen Praxis waren selbstorganisierte Gruppierungen junger Menschen immer schon höchst suspekt. Schon in der Kaiserzeit gab es dafür einen gängigen Begriff: das „Cliquesproblem“. Nicht nur in der Fachliteratur. Sondern bis in die Ratgeberspalten vieler Zeitschriften hinein. Die Gleichsetzung von „Clique“ und „Problem“ wirkt so nachhaltig, dass eine wertungsfreie Verwendung des Begriffs „Clique“ ohne das Anhängsel „-problem“ bis heute immer wieder auf Schwierigkeiten und Abwehr stößt.

Andererseits schreiben neue Begriffs„angebote“ dieses Problem aber auch meist nur fort, wie zuletzt das Reden von „informellen Gruppen“. Denn dieser Begriff impliziert ja sogar direkt, dass das Eigentliche, das letztlich Maßgebende „formelle“ Gruppen sind. Und dieses pauschal abwertende Vor-Urteil zieht sich denn auch wie ein roter Faden durch fast alles, was dazu in der Fachliteratur oder im politischen Diskurs bis heute präsentiert wird.

Dazu passt, dass es in der pädagogischen Fachdiskussion seit jeher als absolut selbstverständlich gilt, dass sinnvolle pädagogische Arbeit mit jungen Menschen ausschließlich in solchen Gruppierungen möglich ist, die von außen zusammengestellt werden, nicht durch die AdressatInnen selbst. Und die selbstverständlich auf Langfristigkeit und Kontinuität angelegt sind. Während alles, was selbstorganisiert entsteht (von Freundschaften und Freundeskreisen bis zu Cliques innerhalb von Schulklassen oder Vereinen) umgekehrt erst mal prinzipiell als verdächtig gilt. Entsprechend werden denn auch immer neue Strategien diskutiert, wie man solch störende Cliquesbildungen unterbinden oder zerschlagen, wie man einzelne da rausholen oder „rausbrechen“ könne. Oder umgekehrt wie man z.B. aus einem Zwangsverband Schulklasse eine pädagogisch wertvolle *Gemeinschaft*, eine Klassengemeinschaft, formen könne, obwohl gleichzeitig leistungsbezogene Konkurrenz eingefordert und gesellschaftliche Diskriminierungen mitgemacht werden.

Letztlich geistert unter etlichen für Jugendarbeit Verantwortliche in Westdeutschland irgendwie noch immer jene Leitvorstellung von Jugendarbeit aus den 1950ern durch, wonach die Arbeit mit „nicht gruppenfähigen“ oder nicht „gruppenbereiten“ jungen Menschen nur dann Sinn mache, wenn diese Arbeit als bloßer „Durchlauferhitzer“ angelegt sei, als bloße *Vorstufe* zum einzig Richtigen.

Durchschlagende Konsequenzen dieser Auffassung sind jedenfalls bis heute unübersehbar:

1. Erstens wird damit ausgerechnet die Arbeit mit denjenigen Zielgruppen besonders oft abgewertet, die sich besonders viele Fachkräfte oder Verantwortliche selbst am wenigsten zumuten oder zutrauen würden.
2. Zweitens – und das ist letztlich noch viel entscheidender – bleiben damit all die vielfältigen „pädagogisch wertvollen“ Potentiale, die selbstorganisierte „informelle“ Gruppierungen mitbringen oder sich selbst schaffen, unentdeckt und ungenutzt. Z.B. deren speziellen Konfliktbewältigungs- oder Integrationskompetenzen. Oder z.B. deren oft besonders kreativen Organisations- und Selbstinszenierungskompetenzen. Zumal all diese ja meist als schier unentwirrbare Mischungen pädagogisch „erwünschter“ und pädagogisch völlig „unerwünschter“ Kompetenzen auftreten.

3. Und umgekehrt wird aber genauso konsequent darauf verzichtet, mal näher hinzusehen, was eigentlich mit all jenen standardisierten pädagogischen Gruppenbildungen *tatsächlich* erreicht wird. Und was vielleicht kaum. So manche Leitvorstellungen und Handlungsmuster in pädagogischen Handlungsfeldern überstehen selbst jahrzehntelange Nachweise außerordentlich dürftiger Erfolge fast unbeschadet. Wie etwa – in einem anderen Bereich – der Frontalunterricht als immer noch gängigste Lernorganisation in Schulen.

Die vielleicht wichtigste Konsequenz aus all dem aber ist, künftig in Auseinandersetzungen um „den richtigen Weg“ im Umgang mit anstößigen Cliques und Szenen weniger auf die Überzeugungskraft der eigenen Argumente oder der eigenen ethischen Grundhaltungen zu setzen. Gerade gegen über rigorosen Durchgreif-Fanatikern. Als weit wirksamer erweist sich oft, umgekehrt viel offensiver von der jeweiligen „Gegenseite“ handfeste Nachweise für die tatsächliche Wirksamkeit dessen einzufordern, was sie für richtig halten.

### **Intervenierende Ordnungsmaßnahmen zwischen Anspruch und Wirksamkeit**

Was tatsächlich wirksam ist und was umgekehrt kaum, diese Frage geht in den grundsätzlichen Debatten um Soziale Arbeit immer wieder unter. In dieser Hinsicht ist z.B. die Polizei oft ein ganzes Stück pragmatischer und realistischer. Denn die kennt das: Mit Verboten, mit Strafen, mit Null-Toleranz, mit massivem Kontrolldruck oder mit hartem Durchgreifen lässt sich – allen populistischen Behauptungen zum Trotz – fast durchweg ernüchternd wenig bewirken.

Der Dauerbrenner, härteres Durchgreifen einzufordern, findet also nicht nur in unseren Grundrechten seine Grenzen (was ja manche Sicherheitsfanatiker wenig interessieren mag), sondern erweist sich in der Praxis auch immer wieder als ernüchternd wenig wirksam. In der Aufsuchenden Arbeit ist es denn auch längst gängige Erfahrung, dass sich wirkliche Spielräume für Deeskalationsbemühungen meist erst dann eröffnen, wenn vorher die notorischen Machtwortprediger mit ihren Vorstellungen unübersehbar gescheitert sind.

In diesem Zusammenhang verdient auch eine außerhalb des Arbeitsfeldes immer noch kaum wahrgenommene Schlüsselerfahrung Erwähnung, nämlich: Es ist nicht etwa diejenige Aufsuchende Arbeit am erfolgreichsten, in der möglichst viel Zeit für die jungen Menschen da ist. Sondern diejenige Arbeit ist am erfolgreichsten, in der etwa die Hälfte der Zeit dafür aufgewandt wird, sich unterstützend in deren Lebensumfelder einzumischen. Denn schließlich können junge Menschen mit ihrem Leben nicht darauf warten, bis dass die Welt erst mal besser geworden ist.

Und zu den Voraussetzungen für erfolgreiche Arbeit gehört auch, bei eskalierenden Konflikten zwischen Zielgruppen und ihrem Umfeld niemals mehr als die Moderation von Deeskalationsbemühungen anzubieten. sie also nie die Aufgabe *stellvertretender* Konfliktlösungen zuschieben zu lassen. Denn das wird zwar immer wieder gefordert, geht aber auch immer schief. Weil derartige „Auftraggeber“ sich dann aus Ihrer Mitverantwortung herausstehlen. Und gleichzeitig aber erwarten, dass andere für sie zu hundert Prozent durchsetzen, was sie einfordern. Konfliktbewältigung funktioniert aber fast nie als totales Sich-Durchsetzen, als „bedingungslose Kapitulation“, sondern fast durchweg nur über Wege, von denen sich *sämtliche* beteiligten Seiten Verbesserungen versprechen.

### **Akzeptierender Ansatz oder Konfrontativer Ansatz**

Der Akzeptierende Ansatz setzt die Grundforderung um, „die Klienten dort abzuholen, wo sie stehen“. Immer! Selbst wenn diese Klienten momentan z.B. von rechtsextremistischen Orientierungen begeistert sind. Denn dieser Ansatz geht davon aus, dass jene sich fast durchweg nur dann umorientieren werden,

wenn sie selbst sich genügend davon versprechen. Und genau darauf versucht Akzeptierende Arbeit hin zu arbeiten. (Krafeld 1996)

Zur Beziehungsarbeit im Akzeptierende Ansatz gehört die authentische *personale* Konfrontation selbstverständlich dazu. Aber die ist immer eine *situativ* entstehende, keine *methodisch* durchgeplante Konfrontation, wie sie vor allem das Antiaggressivitätstraining in der Arbeit mit Straffälligen einsetzt (Weidner und Kilb 2004). Die unter Rahmenbedingungen von Zwang und Druck darauf setzt, Gewalttäter massiv und aggressiv mit den Folgen ihrer Taten und mit ihren Opfern zu konfrontieren. Aufsuchende Arbeit und Streetwork aber bauen durchgängig auf freiwillige Teilnahme. Deshalb gehe ich auf die konfrontative Methode in diesem Beitrag nicht weiter ein.<sup>4</sup>

## **4. Grundlagen cliquenorientierter und szenorientierter Arbeit**

In zwölf Punkten möchte ich nun die Grundlagen cliquenorientierter und szenorientierter Arbeit zusammenfassen:

### **1. Sich für die Jugendlichen interessieren**

und für deren Bemühungen, „trotz allem“ aus ihrem Leben möglichst viel zu machen. Das heißt erst mal: Zuhören! Nicht Botschaften senden oder kluge Ratschläge geben. Sondern Zuhören! Hinhören! Ernstnehmen. Und mit Interesse und Anteilnahme begleiten, wie junge Menschen versuchen, „ihre“ Wege zu finden. Und Anregung und Unterstützung dafür. Gerade, wenn die Wege sich sehr kurvenreich entwickeln..

### **2. Professionelle Beziehungsarbeit als *das* entscheidende Qualitätsmerkmal sehen**

Jugendverbände definieren sich traditionell primär über ihre Gruppenangebote und Veranstaltungsangebote, Jugendhäuser primär über ihre offenen Raumangebote. Aufsuchende Arbeit wie Streetwork dagegen primär über ihre Beziehungsangebote. Wirksamkeitschancen stehen und fallen hier mit der Qualität der professionellen Beziehungen.

### **3. Vertrauensvolle Beziehungen aufbauen und entfalten:**

Grundlegend ist immer eine professionelle Beziehung von Mensch zu Mensch, die von den AdressatInnen selbst als immer wichtiger, hilfreicher und verlässlicher erlebt wird. Ausdruck findet das in Aussagen wie diesen: „Dass mir mal jemand zuhört, das hab ich ja noch nie erlebt.“ „Ich weiß, du hast dazu eine völlig andere Meinung als ich. Aber mich interessiert sie, weil es deine ist.“ Oder von einer Fachkraft: „Zuhören war anfangs das Wichtigste. Aber auch das schwerste.“

### **4. Jungen Menschen (hierarchiefreie) Unterstützung und Begleitung anbieten,**

ohne sich damit aufzudrängen: sei es durch stellvertretendes Handeln, durch gut „gemeinte“ Ratschläge oder „Lösungs“-vorschläge. Und die auch offen ist für die Begleitung und Unterstützung vielfältiger und unkonventioneller Bewältigungsbemühungen (unter Einhaltung von grundrechtlichen und ethischen Grenzen natürlich).

### **5. Wahrnehmen der Jugendlichen in ihren sozialen Netzen**

Vor allem in jenen Cliques und Szenen, an denen besonders leicht Anstoß genommen wird, finden sich besonders viele junge Menschen, deren bisheriger Lebensweg extrem schwierig und belastet war. Immer wieder hört man denn auch dort: „Hier fühle ich mich zum ersten Mal zu Hause.“ Oder „Dies ist mein Zuhause.“ Oder: „Die sind jetzt meine Familie.“ Auf so einem Hintergrund sind

---

<sup>4</sup> Die Stärken und Schwächen, die Vorzüge und Nachteile dieser beiden Ansätze habe ich vor Jahren gegenüberstellend sehr differenziert beleuchtet. Darauf möchte an dieser Stelle deshalb einfach verweisen (Krafeld 2006).

dann selbstorganisierte soziale Netze einerseits besonders wichtig, andererseits aber auch oft voller problematischer Muster. Entscheidend sind aber letztlich immer die Sichtweisen der Cliquesmitglieder, nicht Außenstehender. Fachkräften bleibt dann manchmal nur zu entscheiden, wo sie nicht mitmachen oder was sie nicht mittragen – oder im Extrem auch die staatliche Ordnungsmacht einschalten müssen.

#### **6. Die Stärken und Potentiale jeweiliger Cliques wahrnehmen und unterstützen**

Bei dem allgemein gängigen Devianzblick auf Cliques und Szenen geht immer wieder ziemlich unter, welche ungeheuren Potentiale und Stärken selbst die anstößigsten unter ihnen oft entwickeln, vor allem hinsichtlich der Entfaltung sozialer Kompetenzen zur Herstellung von Vernetzung, Zugehörigkeit und Teilhabe, zur Bewältigung von Krisen und Konflikten oder zur Entfaltung von selbstwirksameren Selbstbehauptungs- und Durchsetzungsstrategien. Dabei kommen natürlich längst nicht immer Muster heraus, die Pädagogenherzen höher schlagen lassen. Aber nur, wenn man sich auch für solche Prozesse wirklich interessiert, hat man auch Chancen, sich mit den eigenen ethischen Grundhaltungen aktiv und mitgestaltend einzumischen. Wobei das dann immer wieder zu völlig unerwarteten Wendungen und Überraschungen führt, weil Veränderungen dann immer wieder auf völlig andere Weise zustande kommen, als man es für denkbar gehalten hat.

#### **7. Die Souveränität und den Eigensinn jeder Clique achten**

hinsichtlich der Frage, wer dazu gehört – oder nicht –, wie sie sich sehen oder demonstrativ inszenieren, welche jugendkulturellen und subkulturellen Stilformen ihre Identitätsvorstellungen ausmachen oder symbolisieren, welche Rituale und rituellen Abläufe für sie sinnstiftend sind (bei manchen einschließlich für sie zur Normalität gewordener Alkoholexzesse oder Gewaltausbrüche untereinander), welche Orte „ihre“ Orte sind – und vieles andere.

Denn das, was eine Clique selbst als für sich identitätsstiftend ansieht, das wird ihnen niemand ausreden oder wegnehmen können. Sie werden immer erst dann davon ablassen, wenn es für die *selbst* unwichtig geworden ist. Oder wenn sie sie *selbst* für sich Erfolg verheißende Alternativen entdeckt haben. Solche Prozesse laufen dann aber meist nicht über Argumente, sondern weit eher über „die personale Konfrontation mit dem tiefgreifend Anderssein“, wie wir das vor fast 30 Jahren in der Arbeit mit rechtsextremistisch orientierten Cliques umständlich, aber treffend formuliert haben. (Vgl. Krafeld 1996, S.15).

#### **8. Anfangen, wo die Clique steht – und sich mit ihr in Bewegung setzen**

Aufsuchende Arbeit kann nur dann gelingen, wenn man anfängt, wo die Clique steht. Und nicht erst mal auf irgendwelche Vorleistungen pocht. Der gängige Grundsatz in der sozialen Arbeit „Die Klienten dort abholen, wo sie stehen“, bedeutet dann aber natürlich nicht (wie in der Arbeit mit extremen Jugendlichen immer wieder ganz schnell unterstellt wird), sich mit ihnen dort, wo sie stehen, gemütlich einzurichten und die eigenen Einmischung auf wegguckende Gefälligkeits-„pädagogik“ zu reduzieren (ein in Ostdeutschland ab 1992 mit dem AgAG-Programm des Bundes vielfach praktiziertes Muster!).

#### **9. Sich in den Cliques und Szenen letztlich als Gast sehen.**

Mit allen Konsequenzen. Denn als Gast ist man voll darauf angewiesen, dass man willkommen ist und geschätzt wird. Zumal, wenn man praktisch nichts oder kaum was zu bieten hat als sich selbst. Aber wichtig für die AdressatInnen wird man kaum durch „nett sein und Klappe halten“ oder durch Gefälligkeiten, sondern dadurch, dass man Zuwendung und personale Reibungsflächen bietet. Und darüber praktisch erfahren lässt, welche Chancen Pluralität, Vielfalt und Verschiedenheit bieten.



## 10. Cliquenarbeit bietet eine Rahmung, in die selbstverständlich auch Einzelarbeit, Paararbeit oder Teilcliquenarbeit gehören.

Cliquenarbeit oder Szenearbeit bedeutet keineswegs, immer alles mit allen gleichzeitig zu machen. Sondern da ist immer wieder auch Arbeit mit einzelnen gefordert, oder Beratungen von Paaren oder Arbeit mit verschiedenen Teilcliquen. Derartige Angebote finden allerdings dort ihre Grenzen, wo Cliquen das momentan nicht wollen. Egal, warum.

## 11. Grenzen als provokative Herausforderungen behandeln

„Grenzen setzen“ im Sinne von „Schluss! Aus! Ende!“ wird in jüngster Zeit wieder verstärkt als wichtigstes pädagogischen Vorgehen angepriesen. Obwohl ausgerechnet das besonders selten Probleme reduziert oder aus der Welt schafft. Deshalb ist eine weit vielversprechendere Alternative, erforderliche Grenzziehungen immer als „Lernprovokationen“ (Morgenstern 1984) anzusehen, als Herausforderung, *neue* und *andere* Wege zu finden als die bisherigen. Alle gängigen Krisenbewältigungskonzepte bestätigen schließlich genau das. Und entlarven umgekehrt das „Grenzen setzen“ der Bestsellerautoren als Schönreden eigenen Scheiterns. Oder als versuchten Rückgriff auf vordemokratisch-autoritäre Muster.

## 12. Klare Absprachen treffen – und nie zu viel versprechen

Gerade in der aufsuchenden Arbeit kommt es immer wieder darauf an, mit möglichen AdressatInnen eindeutige Absprachen auf Augenhöhe und als Win-Win-Kontrakte zu treffen. Als hochriskant hat sich dagegen immer wieder erwiesen, wenn man – vor allem am Anfang – mehr verspricht als sich einhalten lässt. Denn das aktualisiert fast zwangsläufig tiefsitzende ähnliche Enttäuschungen.

Und gleichzeitig muss man damit umgehen können, dass „die andere Seite“ weit weniger verlässlich ist. Gerade in der Arbeit mit biographisch belasteten jungen Menschen ist es vielmehr unvermeidlich, dass Absprachen immer wieder gebrochen werden. Entscheidend ist in der Praxis meist nicht, ob Absprachen tatsächlich immer eingehalten werden, sondern, ob sich zumindest zentrale und einflussreiche Leute in der jeweiligen Clique sich normalerweise darum *ernsthaft bemühen*, Absprachen einzuhalten.

In all dem zeigt sich: Aufsuchende Arbeit mit besonders anstößigen Zielgruppen erweist sich immer wieder als das beste Testfeld dafür, welche Konzepte und Handlungsansätze Sozialer Arbeit in der Praxis tatsächlich am ehesten effektiv sind. Und welche nicht.

### Literaturverzeichnis:

Böhnisch, L. (1999). Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. Weinheim: Juventa.

Bjørger, Tore: Auswege. Grundlagen und Perspektiven skandinavischer Exit-Projekte. In: Bewährungshilfe, 50.Jg., H. 2 / 2003, S.134-157.

Krafeld, F.J. (1996)- Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit. Konzepte, Erfahrungen, Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Opladen: Leske + Budrich.

Krafeld, F.J. (2006). Krafeld, F. J.: Akzeptieren **und** konfrontieren, nicht: oder! In sozialextra, 30.Jg., H.7-8, S.36.

Krafeld, F.J. (2016). *Jenseits von Erziehung. Begleiten und unterstützen statt erziehen und belehren.* Weinheim: Beltz.

Morgenroth, C. (1984). *Zwischen Selbstorganisation und Selbstzerstörung. Identitätsprobleme jugendlicher Arbeitsloser.* Frankfurt Campus.

Nussbaum, M. C. (1998). *Gerechtigkeit oder Das gute Leben.* Frankfurt: edition suhrkamp.

Schlenker, S. / Reutlinger C. (2019): *Du musst sie akzeptieren. Aufsuchende und akzeptierende Jugendarbeit aus der Perspektive Franz Josef Krafelds.* Berlin: Frank&Timme.

Weidner, J. & Kilb, R.(Hrsg.). (2008). *Konfrontative Pädagogik. Konfliktbearbeitung in Sozialer Arbeit und Erziehung.* Wiesbaden: VS Verlag.